

VII.

Der Plagegeist in Kossenblatt.

Zur Abwechslung geneigter Leser, folge hier ein Gespenstermährchen!

Diese Benennung beleidiget aber beinahe den frommen Schatten des ehrwürdigen Herrn David Stern, weiland wohlverdienten Pfarrers zu Kossenblatt in der Mark Brandenburg, der in einer Leichenpredigt, die er seinem Kirchenpatron, Herrn David von D * *, im Jahre 1665 hielt und dann drucken ließ, folgende Geistergeschichte erzählte.

David von D * * (dem der offenherzige Leichenredner vor den Ohren der trauernden Familie ins Grab hinein nachschmälte, daß er kein frommer David gewesen sey, sondern sich vom Teufel und seinem eigenen Fleische und Blute zu vielfältigen Uebertretungen der heiligen zehn Gebote habe verleiten lassen) war ein Mann von reifen Jahren, und bekam schon hier und da graue Haare, als er einst um Mitternacht durch ein schmerzhaftes Zwicken geweckt wurde. Er richtete sich erschrocken empor, und siehe, da

stand vor seinem Bette eine jungfräuliche Gestalt in einem weißen Gewande, die durch drei oder vier verschlossene und verriegelte Thüren spazierte war und sich von ihm einem goldenen Ring ausbat, den er ihr vorlängst versprochen haben sollte. Ihn überlief ein eiskalter Schauer, und er kroch, ohne die Mahnung zu beantworten, unter das Deckbett. Die Jungfrau wiederholte ihre Forderung zu verschiedenen Malen. Er lag stumm und ohne Bewegung in einem Schweißbade. Sie ward dringender, schritt von Worten zu Thätlichkeiten, und wollte ihm das Bett über dem Leibe wegziehen; aber die Angst verdoppelte seine Kräfte, und er behauptete sich glücklich im Besiz seines Schildes. Darüber ergrimmt, knipp und puffte sie ihn mit einer eissigen Hand, die einen Schlupfweg unter das Bett gefunden hatte. Der Märtyrer litt standhaft und muhte nicht. Sie verließ ihn endlich mit der Drohung, bald wieder zu kommen.

Herr von D** hätte vielleicht (wie sich aus verschiedenen Winken und leisen Fingerzeigen seines Lebensgeschichtschreibers muthmaßen läßt) einen freundlichen Mädchenbesuch in seinem einsamen Schlafzimmer nicht verschmäht; doch gegen die angemeldete Nachtwisite traf er die möglichsten Vorkehrungen. Er ließ seinen rüstigen Jäger bei sich im Zimmer schlafen, die Thüren mit doppelten Riegeln und Schlössern verwahren, und einige brennende Lichter neben seinem Bette aufstellen; allein dieß alles fruchtete nichts. Am Mitternacht stand die Jungfrau wieder vor seinem Lager, mahnte ihn um den Ring, und mißhandelte ihn auf die vorige Weise. Der Jäger sah und hörte nichts davon.

So setzte sie in einer Reihe von Nächten ihre Erscheinungen fort, und ward endlich so keck, sich auch bei hel-

Iem Tage einzufinden. Der geplagte Mann hatte nirgends Ruhe vor ihr. Er klagte seine Noth Priestern und Ärzten; niemand konnte ihm helfen.

Ein merkwürdiger Umstand, der in dieser dunkeln Geschichte einigen Aufschluß zu geben scheint, war der: daß die Quälerin beständig in der Gestalt und Tracht eines jungen, dem Herrn von D * * genau bekannten Frauenzimmers erschien. Man ließ dieses Mädchen, das in der Nähe wohnte, scharf beobachten, und fand es immer völlig so gekleidet, wie sich der Geist bei seinem letztern Auftritt gezeigt hatte. Viele Leute, die von der Lage der Umstände nicht genau unterrichtet waren, warfen auf diese Person den Verdacht, daß sie selbst der Quälgeist sey. Allein wie war das möglich? Sie konnte ja nicht durch verschlossene Thüren und Mauern dringen, und sich eben so wenig vor den Augen vieler Menschen, in deren Gegenwart der unglückliche Edelmann oft gemißhandelt ward, unsichtbar machen. Andere vermutheten, seine Einbildungskraft sey zerrüttet und er quäle sich selbst. Dieß schien eine Zeit lang die wahrscheinlichste Auflösung des Räthfels; doch in der Folge ereigneten sich Begebenheiten, die nicht blos Phantasien seyn konnten, und den ungläubigsten Gespensterläugnern Erstaunen abnöthigten.

Der erste Vorfall dieser Art geschah auf einem fremden Ritterfize, wohin sich Herr von D * * geflüchtet hatte, um dort vor seiner Verfolgerin Ruhe zu haben. Vergebens! Sie kam ihm nach und begehrte eine goldene Kette, die er am Halse trug. Er weigerte sich der Auslieferung; aber plötzlich verschwand ihm die Kette vom Halse, und die Taschenspielerin sagte spottend: wenn er sein Kleinod wieder haben wollte, möchte er sich nur auf die Spitze des Kirchthurms bemühen, da würde er's finden. Einige Tage

nachher sprach der Geist: die Kette liege in demselben Zimmer, wo sie unsichtbar geworden war, unter dem getäfelten Fußboden. Dieß schien wieder ein leeres Vorgeben zu seyn, weil in dem festgefügteten Getäfel keine Spur einer kürzlich geschehenen Oeffnung zu bemerken war; doch ließ man es aufbrechen, und fand wirklich, was man suchte.

Mehrere ähnliche Ereignisse wollen wir übergehen und uns nun zu den Hauptscenen wenden.

Herr von D * * blieb unter allen Foltern, die er täglich ausstand und nach und nach gewohnt ward, ziemlich muthig und lebensfroh; doch gefiel es ihm nicht länger, allein zu seyn, und er beschloß daher, sich eine eheliche Gesellschafterin zu wählen. Er hoffte vielleicht, das jungfräuliche Ungethüm würde dann vom Schauplatz abtreten und es seiner Gemahlin überlassen, ihm das Leben ein wenig sauer zu machen; allein der Geist wich nicht von ihm, und setzte ihm gerade um die Zeit, als er auf Treiers Füßen ging, mit einer Art von eifersüchtigen Erbitterungen so heftig zu, daß er darüber erkrankte, und seinen Arzt, einen berühmten Professor, aus Frankfurt holen lassen mußte.

Dieser gelehrte Mann gehörte aber auch zur Sekte der Ungläubigen und schalt seinen Patienten ohne Umstände einen Fantasten. „Ach, Herr Professor!“ seufzte der Kranke, „wenn Sie nur eine Nacht an meiner Stelle wären, Sie würden gewiß zu Kreuze kriechen!“ Der Doktor schüttelte hohnlächelnd den Kopf; sein Jamulus, ein vorwitziger Student, lachte laut, und bramarbasirte gewaltig: „er habe längst gewünscht, daß ihm ein Mal ein Gespenst unter die Hände käme; er wollte mit dem Unhold wohl fertig werden und ihm artig mitspielen.“ Am Ende erbat sich der alte Hippokrates für die folgende Nacht ein Bett im Schlafzimmer des Herrn von D * *, und sein Jünger — der

sich vermuthlich fürchtete, allein zu bleiben — ersuchte gleichfalls um die Erlaubniß, Gesellschaft leisten zu dürfen. Das ließ sich der Edelmann sehr gern gefallen, und es wurden für die Frankfurter Starkgeister zwei Betten neben dem seinigen aufgeschlagen.

Aber die Jungfrau, die doch wahrscheinlich von dem Daseyn dieser Helden unterrichtet war, fürchtete sich vor ihnen nicht, sondern kam, wie gewöhnlich, um Mitternacht, und ging in dem volkreichen Schlafzimmer die Runde. Zuerst machte sie dem Wirth ihren Besuch, und war dieß Mal so unverschämt, daß sie mit Gewalt zu ihm ins Bett steigen wollte. Der keusche Joseph wehrte sich aus allen Kräften dagegen. Hierauf packte sie ihn grimmig an, und wollte ihn aus dem Bette reißen; doch er klammerte sich mit Händen und Füßen ans Gestell und erhielt sich in seiner Lage. Der Geist hatte in dieser Nacht — den Herren Frankfurtern zum Troß — den Mantel der Unsichtbarkeit abgelegt; daher erhoben sie bei seiner Ankunft die Köpfe, wie Frösche im Sumpf, aus den Federn empor, tauchten aber schnell wieder unter, und fanden es nicht für gut, dem Herrn von D * * zu Hülfe zu kommen.

Allein man hat nicht länger Frieden, als der Nachbar will, und die Jungfrau war nicht gemeint, ihren gegenwärtigen Nachbarn Frieden zu lassen. Der Fehde mit dem Edelmann überdrüssig, fing sie mit dem Professor Krieg an, und drasch das Deckbett, worunter er schwißte, eine gute Weile so heftig mit geballten Händen, daß er sich einen deutlichen Begriff machen konnte, wie einer Pauke, auf welcher ein Wirbel geschlagen wird, zu Muthe seyn muß. Doch der Philosoph lag unbeweglich wie ein Klotz, ließ sich geduldig pauken, und war des folgenden Tages am ganzen Leibe so blau wie ein gesottener Fisch. Nun

kam, sagt Pastor Stern, dem Herrn Doktor der Glaube an Geister in die Hände.

Als ihm die Unholdin seinen Theil zugemessen hatte, eilte sie zum Lager seines Waffenträgers, der ein paar Stunden vorher prahlte, daß er schon lange gewünscht habe, mit einem Gespenste handgemein zu werden. Er hatte jetzt die schönste Gelegenheit dazu; aber der hasenherzige Fant brauchte die Hände zur Gemeinschaft eines Kampfes so wenig, als ob er in seinem Leben keine gehabt hätte. Die zürnende Jungfrau bediente sich dagegen der übrigen desto nachdrücklicher. Sie zog den jungen Wicht aus dem Bette, warf ihn auf die Dielen und wälzte ihn unbarmherzig. Nach so genommener Rache, verschwand sie mit einem lauten Hohn Gelächter, und Herr von D**, der mehr Fassung als seine Gäste behalten hatte, mußte nun die Rolle des Arztes spielen und ihnen niederschlagende Pulver reichen: „Ei, ei, meine Herren!“ sprach er scherzend, „seyd ihr denn noch nicht genug niedergeschlagen?“ —

Er ward jetzt eine Zeit lang heirathsscheu; aber seine Verwandten machten ihm wieder Muth, und er verlobte sich bald nachher, ohne der Eifersucht und drohenden Abmahnungen seiner nächtlichen Ruhestörerin weiter zu achten, mit einem adeligen Frauenzimmer, das durch die entschlossene Verbindung mit einem Manne, auf dessen Alleinbesitz eine so furchtbare Nebenbuhlerin Anspruch machte, viel Herzhaftigkeit bewies. Je näher der Vermählungstag heranrückte, je mehr tobte die Jungfrau, und sagte unter anderm: wenn es ihr ja nicht gelänge, seine Ehe zu hintertreiben, so sollte doch wenigstens das erste Kind nicht lebendig zur Welt kommen.

Am Hochzeitstage verübte sie die ausgelassensten Streiche. Die Trauung ließ sie zwar in Gnaden geschehen, doch bei

der Tafel fing sie unsichtbar ihr tückisches Gaukelspiel an, drängte sich zwischen Bräutigam und Braut, schob ihre Stühle von einander, und bei jedem Versuche, sich zu küssen, stießen sie mit den Lippen an eine kalte Scheidewand, die es ihnen unmöglich machte. Auch die Gäste (die zum Theil die Heirath gestiftet hatten) wurden auf mancherlei Weise von der Muthwilligen geneckt. Die leckersten Braten, auf welche schon hundert Augen mit Sehnsucht gerichtet waren, verschwanden unter der Hand des Vorschneiders, die Flaschen taumelten wie Trunkenbolde auf dem Tische, die Weingläser tanzten im Kreise, und klirrten von selbst, wie bei ausgebrachten Gesundheiten, an einander. Sogar die schuldlosen Bedienten blieben nicht verschont und fielen beim Auftragen der Speisen auf ebenem Boden über unsichtbare Steine des Anstoßes, die ihnen der schadenfrohe Geist in den Weg legte.

Dies alles schreckte die Gesellschaft nicht ab, nach der Tafel den Ball zu eröffnen. Aber auch der hämische Kobold mischte sich in die Reihen, spielte den Tanzmeister und richtete lauter Verwirrung an. Die besten, kunsterfahrensten Tänzer machten keine Tour recht und faselten in einem ewigen Labyrinth herum; wer sich rechts schwenken sollte und wollte, ward durch eine unwiderstehliche Gewalt links geschneelt — mit Einem Worte: es kam kein regelmäßiger Tanz zu Stande. Sogar die einfachsten Walzer verunglückten. Indem sich der Tänzer mit seiner Dame herumschwang, umarmte er plötzlich die leere Luft und drehte sich allein. Andere hatten, ehe sie sich versahen, eine Stroh puppe oder ein anderes lächerliches Schattenbild, statt der verschwundenen Tänzerin, in den Armen. Auch alte Herren und Damen, die von Weitem saßen und in gemächlicher Ruhe dem Tanze zusehen wollten, zwang

der Störenfried, die Beine tapfer zu heben. Eine dieser ehrwürdigen Personen nach der andern sprang von ihrem Sessel auf, stürzte mit Bacchantenwuth auf den Tanzplatz und drehte sich mit erstaunlicher Geschwindigkeit, wie ein Kreisel, allein herum, bis sie athemlos niederstürzte. Besonders aber war, wie der Herr Pfarrer Stern bemerkt, höchlich zu bewundern, daß viele schwerfällige Herrschaften, die in ihrem Leben nicht das ABC der Tanzkunst erlernt hatten, die zierlichsten Sprünge, gleich theatralischen Tänzern, machten.

Dieses Wirrwarrs ungeachtet, dauerte der Ball bis tief in die Nacht, und wäre vielleicht noch länger fortgesetzt worden, wenn nicht der unsichtbare Director, der des Dinges überdrüssig seyn mochte, schnell und unvermuthet den Rehraus veranstaltet hätte. In Einem Augenblicke fühlte sich die ganze Gesellschaft von einer unaufhaltsamen Tanzwuth ergriffen. Heyfa! lustig! riefen die ältesten Greise und Urgroßmütter, warfen ihre Krücken weg und hüpfen so munter wie ihre Enkel auf den Tummelplatz. Die Musikanten spielten unaufgefordert den Großvateranz; Alt und Jung sang dazu aus heller Kehle das damals noch neue Liedchen: „Als der Großvater die Großmutter nahm,“ und so schwärmte die bunte Schaar fünf Minuten lang im wildesten Freudentaumel durch einander.

Urpötzlich ward die majestätische Baßgeige, mitten in der lebhaftesten Ausübung ihrer Berufspflicht, durch einen unsichtbaren fürchterlichen Schlag, der wie ein Donner krachte, zerschmettert. Augenblicklich verstummten alle Instrumente, und die Tänzer standen wie in den Boden gewurzelt. Die Spielleute — gewöhnlich ein furchtames Völkchen — saßen einige Sekunden lang mit todtenbleichen Gesichtern, wie steinerne Bilder, und starrten den

Leichnam des vom Schlage gerührten Brummbasses an; aber in einem Hui sprangen sie, von einem panischen Schrecken ergriffen, alle zugleich von ihren Stühlen auf, und stürzten — ihre Hüte und andere Habseligkeiten im Stiche lassend — wie von einem Sturmwinde weggeführt, zur Thür hinaus. Ihnen folgten über Hals und Kopf die Tänzer, und die völlige Verödung des Saales war das Werk einer Minute.

Die Neuvermählten bestiegen jetzt das Brautbett; doch auch in diesem Heiligthume war es nicht geheuer. Das Jungferngespensst legte sich zwischen Bräutigam und Braut, und ging nach seinem Gefallen mit ihnen um. Dieß sind die eigenen Worte des guten Pfarrers, der dem Geiste unter allen seinen Spukereien die Entheiligung des hochzeitlichen Lagers am wenigsten zu verzeihen scheint, sich aber nicht deutlicher darüber ausdrückt, was er unter dem Umgehen nach Gefallen versteht. Er sagt nur bestimmt: Die Jungfrau habe unter mehrern Unbilden den Trauring verlangt, und solchen, nach erfolgter abschlägiger Antwort, am Finger des Bräutigams mit einem großen Knall zerbrochen.

Ungeachtet die Eifersüchtige nun sah, daß sie sich auf den Herrn von D** durchaus keine Rechnung mehr machen konnte, so ward sie doch auch nach der Hochzeit ihrer Erscheinungen und heimtückischen Ränke nicht müde, und es geschah, was sie voraus gedroht hatte: Frau von D** gebar ein todttes Kind.

Dieß war nun wohl eine natürliche Folge des unruhigen, kummervollen Lebens, das die arme Frau an der Seite ihres immer beängstigten Gemahls führte. Sie starb vermuthlich bald nachher. Der Lebenslauf, welcher bei gegenwärtiger Erzählung zum Grunde liegt, gibt die Zeit

ihres Todes nicht an, sondern sagt bloß: Herr von D** sey zu einer zweiten Vermählung geschritten und der Geist habe sich bei derselben höflicher als bei der erstern aufgeführt.

Von jetzt an erschien die Unholdin seltener und legte nicht mehr thätlich Hand an den Verfolgten. Dagegen machte sie es nun wie der Fuchs, der die Trauben, die er nicht erreichen konnte, sauer schalt: sie setzte nämlich dem unglücklichen Mann in den Kopf, er sey eine Mißgestalt, ein häßliches Ungeheuer, dessen Anblick bei jedermann Entsetzen und Ekel erwecke. Daher ward er menschenscheu, und es überfiel ihn ein Zittern, wenn er vor seinem Zimmer einen Fußtritt hörte. Er ließ die Spiegel bedecken, die Fenster mit Tüchern verhängen, verbarg sich, wenn er der Aussicht seiner Angehörigen entweichen konnte, an einsamen, finstern Orten, und machte oft Versuche, sich zu entleiben. In dieser tiefen Schwermuth verging er wie ein Schatten und starb an einer völligen Entkräftung.

Was soll man von dieser Geschichte denken? Handelte sie bloß von Erscheinungen, die Herr von D** allein gesehen und empfunden haben wollte, so wäre sie von geringer Bedeutung. Man könnte ihn dann für einen gewöhnlichen Geisterseher halten, könnte muthmaßen, daß er etwa dem Frauenzimmer, in dessen Gestalt er das Gespenst zu erblicken glaubte, die Ehe versprochen gehabt habe und wegen seiner Wortbrüchigkeit von den Furien des bösen Gewissens verfolgt worden sey. Allein was sagt man zu den Begebenheiten, bei denen auch andere Personen Augen- und Ohrenzeugen waren? Wie soll man die Entwendung der Halskette, die Züchtigung des Frankfurter Maulhelden

und die Vorfälle des Hochzeitstages erklären? — Diese Thatsachen (so natürlich sie auch übrigens zugegangen seyn mögen) kann man nicht für erfundene Märchen ausgeben: denn wie hätte es sonst der Pfarrer Stern wagen dürfen, ihrer auf der Kanzel zu erwähnen und sie seiner im Jahre 1666 bei Erasmus Rößner in Frankfurt an der Oder gedruckten Leichenpredigt einzuverleiben? Er sagt darin ausdrücklich, daß alle von ihm erzählte Vorgänge sämtlichen Einwohnern in Koffenblatt bekannt wären.

Der Verfasser des gegenwärtigen Aufsatzes hatte nicht die Leichenpredigt selbst, sondern nur einen gedruckten Auszug derselben vor Augen, der aber gewiß völlig glaubwürdig ist, weil des Pfarrers eigene Worte beibehalten sind. Dieser strengen Treue darf sich nun freilich der jetzige Erzähler nicht rühmen; doch hat er keine neuen Fabeln erdichtet, sondern nur die vorgefundenen Ereignisse lebendiger und anschaulicher dargestellt. Er glaubte, sich eine kleine Erhöhung der Farben erlauben zu müssen; denn die heutige Lesewelt würde wohl an dem matten Styl einer alten, vor Jahrhunderten verfaßten Leichenpredigt wenig Behagen gefunden haben.